

(Nachdruck verboten.)

Erinnerungen

4) eines Kommune kämpfers.

Von Henry Brissac.

Wir bestiegen die Feldbetten und entfalteten unsere Bettdecken. Ein Gekirren von zweihundert Ketten entstand, als sie, oben losgemacht, aufs Bett hinfielen. Ein Wärter ergriff den letzten Ring jeder Kette und führte eine lange Eisenstange durch, die am Bettrande befestigt ist. Der Mann konnte, so gefesselt, nur bis zu seinem Gürtel gehen. Der Sergeant that einen langen Pfiff. „Alles still!“ brüllte er wieder. Bei diesem Gebote verstummten die Stimmen, die Flüche wurden unterdrückt, die faulen Witze erstarben auf den Lippen. Der Bagno-Sträfling ist nämlich auch jovial. Aber wehe dem, der noch ein Wort geflüstert hatte, das von einem Wächter, der die Nachtwache hat, gehört worden. Die Mühe wird ihm abgenommen, seine Nummer notirt, und der Karzer erwartet ihn. Ich hüllte mich in meine Decke und spürte den Athem meines Nachbarn zur Rechten. Ich sah in sein Gesicht und erkannte einen der Diebe, die man unterwegs aufgegriffen hatte. Ich drehte mich nach meinem Nachbar zu und sanken um — das war der Mörder. Ich siebte und legte mich gerade auf den Rücken, schloß die Augen und beschwor die Bilder von Wesen, die mich liebten oder achteten.

Mit Tagesgrauen defilirte der ganze Trupp, ein wandelnder, kettenklirrender Farbenkasten, an mir vorbei, um sich an die „Schanzarbeit“ zu begeben. Jetzt aber hatte auch unsere Stunde geschlagen. „Zur Schmiede!“ rief ein Wärter. Er stellte uns zu Zweien in Reih' und Glied, und so gelangten wir zu der dunklen Höhle, die eine gewöhnliche Schmiede war, nur daß da, außer daß Pferde beschlagen wurden, auch Menschen in Eisen gelegt wurden. Einer wurde als Erster bezeichnet. Ein Gehilfe zeigte ihm einen Schemel und sagte: „Lege die Brust da drauf!“ Als das geschehen: „Das rechte oder linke?“ Der Mann: „Das linke.“ Der Gehilfe hob das linke Bein des Mannes in die Höhe. Ein zweiter Gehilfe, der einen Eisenring trug, der am Ende einer langen Kette festgemacht war, legte ihm diesen um den Knöchel; der Ring mußte vernietet werden. Der Schmied erschien, that einen Hammer Schlag, dann noch zwei und überhaupt so viele, als zu seiner, dem alten Gott Vulkan unbekanntem Verrichtung nötig waren. Der Mann stand auf und trat wieder in Reih' und Glied, indem er die Kette nachschleppte: Er war angeschmiedet. Zehn weitere Sträflinge folgten, dann kam die Reihe an mich. Dieselbe Frage, dasselbe Manöver. Ich zählte bei mir 63 Hammerschläge, welche große Zahl sich dadurch erklärt, daß kalt geschmiedet wurde; dann, weil der Schmied in der rücksichtslosen Handhabung des Hammers behindert war, und, weil der geringste Fehlschlag den Knöchel des Sträflings zerschmetterte hätte.

Der Wärter führte uns in den Saal zurück.
„Ich verkaufe Dir einen Gürtel,“ sagte ein Sträfling zu mir, der keine Zwangsarbeit verrichtet hatte.
„Ich brauche keinen.“
„Hoho! Du glaubst wohl, daß Du die Kette mit Deiner Hofe allein aushalten wirst?“
„Gut, was willst Du haben?“
„Zehn Nidel.“

Ich zählte ihm zehn Sous auf und legte den Gürtel an, der mit einem Haken versehen war, an den ich ein Glied meiner Kette hängte. Der Sträfling fragte weiter: „Brauchst auch 'ne Bausche?“ Ich ließ mir erklären, daß „Bausche“ ein Stück Leinen- oder Lederlappen ist, das als Pöfsterchen zwischen Handschelle und Haut gelegt wird. Ich erwarb auch die „Bausche“ und mein Sträflingsanzug mit Zubehör war vollständig. Wir hatten noch einige Zwickleider; ein Wärter ließ sie uns fortnehmen. Und als mehrere von uns ihr Recht erwähnten, die Sachen an ihre Familien zurückzuschicken, meinte er: „Solche Kleinigkeiten? Das geht die Verwaltung an.“ Es sollte unser Signalement aufgenommen werden. Wir wurden vällig nach einer peinlich genauen Inspektion unterzogen. Als mich der damit betraute Adjutant nach meine in Veruse gefragt und ich „Journalist“ geantwortet hatte, fragte er sodann mechanisch nach der Schablone: „Können Sie lesen?“

Wir sollten, wie ich erfuhr, in das fünfte Bagno gebracht werden, wo ausschließlich verurtheilte Kommunards eingesperrt waren. In der That traf ich dort einige schon früher in den Gefängnissen gemachte Bekanntschaften, außer andern Kameraden anständige Arbeiter, fast sämtlich Familienväter; wir waren unjer etwa fünfundsiebzig. Unsere Separierung war ganz neuen Datums. Man hatte den Erst angekommenen von uns, insbesondere den verurtheilten Militärpersonen von Narbonne, den Schimpf angethan, mit der großen Masse der gewöhnlichen Bagnosträflinge zusammengewürfelt zu werden. Man hatte unsere Leute mit Verbrechern gepaart, die ihnen die Geheimnisse ihrer Diebstähle und Mordthaten anvertrauten. So gingen sie zur Arbeit und trugen auf der Schulter Eisenstücke (zu Schiffsballast), die bis zu hundert Pfund wogen.

Das republikanische Komitee von Toulon hatte geheime Beziehungen mit den Bagnowärtern angeknüpft; es zählte Agenten für die Sache der Republik unter ihnen, ja selbst unter den Offizieren des Bureaudienstes und sorgte dafür, daß Geld, Lebensmittel und Schriften ins Bagno eingeschmuggelt wurden. Die Bevölkerung nahm an dieser Verschwörung theil und gab auf jede Weise ihre Sympathien für die politischen Sträflinge zu erkennen. Die Gefängnisverwaltung fand dies unerträglich, fürchtete auch Entweichungen und gab sich den Ansehen, als wolle sie den Verurtheilten der Kommune einen eigenen Raum anweisen, um sie besser eingeschlossen zu halten, indem sie sie von der Arbeit dispensirte und die verdächtigen Gefängniswärter wechselte.

Die einzige Nahrung der armen Sträflinge waren gemeine Stangenbohnen, während die günstiger Situirten, die Geld besaßen, sich Fleischabfälle aus der Schweinefleischerei, Kalbdaunen, getrocknete Feigen u. s. w. bei einem Kantinenwirth kauften, der am Gitterthor seine Waaren feilhielt.

Flöhe, Wanzen, Läuse und Fliegen verzehrten uns fast, und ich ging in die Sprechstunde des Arztes, um ein Bad zu erlangen. Er wurde in einem engen verpesteten Räume erwartet, wo die Kranken zu Dreien und Vierern auf den Feldbetten lagen, um ihre Wunden zu zeigen. Der Mann hieß „Ambulanz“ und beherrschte die im Spital zurückgewiesenen Kranken. Ein alter Recidivist (Rückfälliger) mit gelbem Aermel fragte mich nach meiner Krankheit. Ich sagte ihm, daß ich nicht krank wäre, sondern ein Bad wünschte. Er lachte hämisch und sagte, daß ich bestraft werden würde, weil ich nicht krank sei. Ein junger Sträfling fragte mich, warum ich „drin“ (im Bagno) wäre. „Warum bist Du da?“ stellte ich die Gegenfrage. Er setzte mir auseinander, wie er zur Nachtzeit einen Betrunknen hätte „ausbeuteln“ wollen und ihn bei den Beinen zu packen gekriegt hätte, wobei sich der Mensch das Gesicht zerschlagen habe; da habe ihn die Polizei nach Nummer Sicher gebracht, und seine Blouse sei mit „rother Suppe“ gefärbt gewesen.

Der Arzt kam. Als ich an die Reihe kam, fragte er, ohne aufzuschauen, während er weiter schrieb: „Was haben Sie?“ Ich nannte mein Begehren. Er sah mich verdutzt an, überlegte einen Augenblick und fragte mich: „Sie sind von der Kommune?“

„Ja!“
„Gut,“ erwiderte er, „kommen Sie nicht wieder hierher, wenn Sie nicht krank sind.“

Nun, ich bekam nicht Karzer, aber — ich bekam auch kein Bad.

Zweimal des Tages durften wir Luft „schöpfen“, in einem Hofe, in dem man auf Fleischabfälle trat. Der Kommissär des Bagno begegnete uns dabei oft. Wir mußten vor ihm Stellung nehmen und das Haupt entblößen. Ich wunderte mich, daß ein Mensch, der doch eine gewisse Bildung besaß, die Zeit seines Ausgangs nicht besser wählte, und nicht vernied, eine Rolle zu spielen, die zum mindesten lächerlich, wenn nicht erbärmlich war. Er theilte überdies die Ehre dieser vorgeschriebenen Huldigung mit den einfachen Wägern.

Der Almosenier wollte anfangs den Orthodoxen spielen, aber seine Manieren paßten wenig zur Salbung des Evangeliums. Er hatte einmal eine Art Predigt gehalten. Einige ironische „Ah!“ wurden laut, da er die politischen Verurtheilten wie bloße verdauende Thiere behandelt hatte. Er sprang auf das Feldbett, gestikulirte und drohte mit der Strickpeitsche; man glaubte, er wolle bogen. „Wenn mich die

Achtung vor der Würde des Menschen nicht zurückhielt!" rief er und setzte der Reihe nach seine mächtige Faust unter zwei Nasen auf einmal. Mit der Strickpeitsche war nicht zu spaßen. Sie kam in dreifacher Stärke zur Anwendung, je nach der Schwere des Vergehens. Die dünnste war zwei Finger dick. Der Zuchtmeister schlug zwischen die Schulterblätter. Der Mißhandelte kam ins Hospital und siechte bis zu seiner Genesung oder — bis zu seinem Tode, wenn ihm nämlich die Wirbelsäule gebrochen war.

So war dieser Repräsentant der Kirche. Als ich den ersten Brief von meiner Familie erhielt, weigerte er sich, ihn mir auszuliefern. Ich versprach, meinen Angehörigen zu schreiben, daß sie dies in Zukunft unterlassen möchten, da es gegen das Reglement sei, aber ich wünschte wenigstens, den Inhalt des Briefes kennen zu lernen. Er schlug mir's ganz trocken ab.

Drei Monate waren seit meiner Ankunft im Bagno verfloßen. Es wurde uns angekündigt, daß wir, bevor es über den Ozean ginge, acht bis vierzehn Tage lang statt der Bohnen Suppe und Rindfleisch erhalten würden, eine hygienische Maßregel, die mich an die Diät der zum Tode Verurtheilten in ihren letzten Tagen erinnerte.

Am Tage vor unserer Einschiffung verschwanden Handschellen und schwere Kette: ein kleinerer Eisenring wurde um den Knöchel gelegt. Am nächsten Tage wurden wir auf einen Brückenbahn (Ponton) gebracht, der als Bagno diente. Runterbunt mit Dieben und Raubmördern wurde uns die klassische Livree des Zwangssträflings ausgezogen, und wir legten Gefängnißkleidung an. Wir traten bei Aufruf unserer Namen einer nach dem anderen vor. Ein Adjutant stand oben auf der Treppe, die wir zu erklimmen hatten. Er drückte mir verstohlen die Hand und flüsterte: „Ich bin vom republikanischen Komitee; Muth! Bald! Bald!“ Es lebe die Republik!“ murmelte ich und erwiderte energisch seinen Händedruck, der mir sehr wohl that.

Dieses „Bald!“ sollte — sieben Jahre dauern.

Große flache Rähne schaukelten auf den blauen Wogen, die uns beim hellen Scheine eines jüdischen Mittags aufnahmen. In der Ferne sah ich die verschwimmenden Gestalten, die den Quai belagerten, aber in meiner nächsten Nähe erblickte ich nur zu deutlich die verhasste Wirklichkeit. Schon klang das Rothwälsch der Verbrecher in meine Ohren, und die Frage, die wir unter uns so oft erörtert hatten, war entschieden. Die Regierung hatte keine Anordnung getroffen, daß zwischen uns und den Dieben und Mördern ein Unterschied gemacht würde. Nun, vielleicht, dachte ich, wird diese Vermengung an Bord der „Voire“ endlich aufgehört. Wir wurden auf diesem alten Kriegsfahrzeug eingeschifft, das sein mächtiges Segelwerk entfaltet und als Strafgalere diente. Aber dieselbe Unterschiedslosigkeit dauerte auch auf diesem schwimmenden Bagno fort. Wir wurden nach Nummern in durch Gitter abgeschlossene Abtheilungen gesteckt und von Marine-Infanterie-Schildwachen überwacht. Ich sah bei unserer großen Zahl sofort, daß wir höchstens nur zur Hälfte während der Schlafenszeit Platz in den Hängematten finden würden. Es wurde die Anordnung getroffen, daß wir im Gemüthe dieser „Günst“ abwechseln sollten. Wir wurden schubweise in Gruppen von je Zehn getheilt, wovon nur drei politische Sträflinge (mich eingerechnet) der Gruppe angehörten, in der ich mich selbst befand. Wir hingen unsere Hängematten auf oder legten unsere Schlaffläcke auf den Boden, wo es nur immer möglich war. Große Bewegung herrschte auf dem von unseren Gittern umgrenzten Zwischendeck. Es war ein beständiges Ameisengekräbel und verworrener Lärm von Matrosen, Soldaten, Sträflingswärtern und Familien der Deportirten. Jeder trachtete in dem allgemeinen Chaos einen möglichst guten Platz zu finden. Es war ein unaussprechliches Konglomerat von Glend, Laster und Wunden, das im Begriffe stand, an einem 6000 Meilen entfernten Orte Linderung und Heilung zu suchen. Zu dem menschlichen Stimmorchester kam noch, das Brüllen der Kinder, das Blölen der Hammel, das Grunzen der Schweine.

Zwei äußerst wichtige Fragen legten sich uns, den Verantwortlichen von der Kommune, von allem Anfang an vor.

Borerst: was für ein Mensch war der Kommandant der „Voire“? War er human oder unmenschlich? Voltairianer oder Alexistater? Republikaner oder Monarchist? Welche Gefühle würden wir ihm einflößen? Er war absoluter Herr, wir seine Sachen, und alle mittelbaren Herren, bis zum letzten Wärter herab, würden ihr Benehmen nach ihm einrichten.

Don Sträflingen, alten Matrosen erfuhren wir, daß

Monsieur Papierre durch seine Barbarei in hervorragendem Maße bekannt war. An Bord der „Semiramis“ hatte er zwei Menschen auf zwei große Kessel setzen lassen und sie waren an ihren Brandwunden gestorben. Er war deshalb, damals Linienschiffskapitän, zum Fregattenkapitän degradirt worden.

Er rühmte sich selbst seiner Grausamkeit, die er zweifelsohne für Thatkraft hielt. Man hörte ihn oft folgendes stumpfe Wortspiel machen: „Ich heiße Papierre, und mein Herz ist hart wie ein Stein.“*) Was seinen Voltairianismus betraf, so wußte man, daß er fast immer im Schatten der schwarzen Kutte des Almoseniers war, und sein Republikanismus war ungefähr so viel werth wie der dieses Priesters. Er hatte unsere Lager so gut wie die anderen zu inspizieren, und wir mußten ihn in militärischer Positur erwarten. Er kam. Seine Stabsoffiziere folgten ihm. Sein stark geröthetes Gesicht hatte etwas Brutales und unsagbar Gemeines. Er hielt uns eine drohende Rede, die er aber mit schleppender Stimme vorbrachte, und verhiess uns, kein Erbarmen bei der ersten Uebertretung der Manneszucht zu haben, aber — er ersparte uns das Wortspiel.

Der erste Sträflingswärter, der zu einem Aufseher avancirt war, kam nach ihm, einen Zahnstocher im Munde. Er wiederholte die Drohungen seines Vorgesetzten in einem sehr wenig gewählten Französisch. Er erklärte, daß wir sämtlich Lumpenpack wären, und daß, wenn Streitigkeiten in unserem Lager ausbrächen, er uns ruhig gegenseitig abmurksen lassen würde, weil unsere Vertilgung von Vortheil für die Gesellschaft wäre.

Zweitens sodann: Welche Haltung würden unsere neuen Gefährten gegen uns einnehmen? Werden sie in uns Bundesgenossen oder Feinde sehen? Wir waren mit ihnen in einen Käfig gesperrt, und zwar kam einer von uns auf ihrer sieben. Wenn Brutalitäten vorkamen, so hatten wir auf die Dazwischenkunft eines Aufsehers nicht zu rechnen. Wäre sie uns aber auch zugestanden worden, so würden wir doch unererseits eine große Unklugheit begangen haben, wenn wir sie in Anspruch genommen hätten, denn in den Kreisen, in die wir hier gerathen waren, galt jeder, der die Hilfe irgend einer offiziellen Persönlichkeit irgendwie beanspruchte, für einen „Verräther“. Er wurde augenblicklich als Denunziant auf die schwarze Liste gesetzt. Als solcher ist er außerhalb des Gesetzes (des Bagno). Seine „Maxen“, sein „Kassettopf“ (Kopf) gehören allen. Der nächste beste kann ihn „wegputzen“ und er braucht bloß ein Schlaumeier zu sein und muß sich nur nicht „die Thür auf den Buckel zufallen lassen“ (sich nicht ins Gefängniß stecken lassen). Und dieser Gedankengang begreift sich. Eine gesellschaftsfeindliche Liga kann nur durch Geheimhaltung ihrer Operationen bestehen. Suchen ihre Mitglieder einen Stützpunkt außerhalb ihrer und unter den Vertretern des Gesetzes, selbst unter den allerniedrigsten, so verlassen sie ihre Fahnen und der Feind dringt in ihre Festung. Bei ihnen muß alles nach dem Recht des Stärkeren oder nach dem Verbrecherkodex geregelt sein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine X-Strahlen-Sitzung.

Ein mir befreundeter Physiker, so schreibt Henri de Parville im „Journal des Débats“, hat seinen Gästen eine Zaubervorstellung, wie man sie sich nur immer wünschen kann, gegeben. Das Programm lautete: Geheimnißvolle Erscheinungen: Neue Anwendung der X-Strahlen. Da diese Sitzung am Fastnachtdienstag stattfand, so lag der Gedanke an irgendwelche Mystifikation nur zu nahe. Wie sich jedoch später herausstellte, waren es thätlich physikalische Experimente. Wir wurden in einem Salon empfangen, in dem keinerlei Zaubersapparate, wohl aber eine Menge Glas- und Porzellangegenstände, sowie Krystallkronleuchter und ungeheure, mit Blumen geschmückte Vasen zu sehen waren. In einem Winkel stand ein Apparat, so groß wie eine Zauberlaterne, der ganz in schwarzen Stoff gehüllt war. Ungefähr zwanzig Personen sind anwesend. Nun werden die Lichter, wie bei einer spiritistischen Sitzung, gelöscht. Knisternde Laute ertönen. Da taucht im Dunkel eine riesengroße, leuchtende Hand auf und schwebt langsam über den Köpfen der Anwesenden. Sie streift dieselben beinahe. Man vernimmt einen leisen Schreckensruf.

„Nur keine Angst!“ sagt der Herr des Hauses. „Das ist keine Geisterhand. Ich werde Ihnen dieselbe später bei Licht zeigen.“ Gleichzeitig durchleuchten leuchtende Violinen den Salon nach allen Richtungen. Die Violinen entfernen sich ebenso stumm, wie sie gekommen sind. Aber eine große Lichtkugel steigt von der Decke hernieder, wobei sie wie ein Pendel hin und her schwingt. Eine kleine,

*) Im Französischen ein Wortspiel zwischen dem Eigennamen und la pierre (der Stein).

leuchtende Glocke erklingt, während sie sich immerzu vor der Kugel verneigt. Man sieht, wie sich der glühende Schwengel bewegt und an die Glocke schlägt, indes die strahlende Kugel krumme Linien beschreibt. Auf einmal flammen scheinbar die Spiegel in den vier Ecken des Salons auf; die blumengefüllten Vasen erstrahlen; die Kronleuchter funkeln; ein mit Tassen und Gläsern besetzter Tisch erscheint. Alles ist in Gluth getaucht, und den ganzen, bisher in Dunkel gefüllten Raum erhellt von allen Seiten phosphoreszirendes Licht. Unzählige Leuchtläfer schwirren in der Luft; überall auf den Teppichen glaubt man Glühwürmchen kriechen zu sehen. Die Haare der Damen besäet mit funkelnden Steinen; die Diamanten schießen phantastische Blitze; die Smaragde glühen; die Krystalle flimmern wie im Mondenschein. Ueberall herrscht sanftes Licht in der Dunkelheit, ohne daß man deutlich unterscheiden kann, was im Salon vor sich geht. Es ist gleichsam ein Zauberlicht, das strahlt, aber keinen Gegenstand erkennen läßt. Die nervösen Gäste erklären diese Erscheinungen für Zauberei, worauf der Physiker antwortet, es seien wissenschaftliche Experimente. Alles hüllt sich wieder in Dunkelheit. Ein hellleuchtende, mit Wasser gefüllte Flasche wird sichtbar. Sie schwebt wie ein kleiner Ballon in der Mitte des Zimmers. Aus dem Wasser schießen Blitze hervor. Man tauchen langsam die bläulichen Umrisse eines Tbeebrettes in einer Ecke auf; aus einer anderen kommt ein strahlendes Glas herbei und stellt sich ebenso langsam auf das Tbeebrett. Vom Plafond schwebt ein Löffel herab. Eine Zuckerdose erscheint. Deutlich sieht man den phosphoreszirenden Zucker aus der Dose herauskommen und ins Glas fallen. Wie von einer geheimnißvollen Kraft bewegt, neigt sich die Flasche gerade so tief, um Wasser ins Glas zu gießen.

Plötzlich verschwindet der Spul, und tiefes Dunkel herrscht wieder. Da tönt ein hartes Geräusch an unser Ohr und alsbald kommt von der Decke ein Sprühfeuer von Confetti herab. Leuchtende Papierschnellen rollen von einem Möbel zum andern, umschlingen die Palmen und Faren mit einem phosphoreszirenden Rege. Zahl leuchtende Bänder durchqueren das Zimmer. Noch ein Goldregen, und alles erlischt wie nach dem Blumenstrauß eines Feuerwerks. Beifallsklatschen belohnt den Zauberkünstler. Aber die Hände halten inne, und die Herzen pochen. Im Winkel dort vor dem Thürvorhang taucht plötzlich aus dem Dunkel eine menschliche Gestalt auf; zuerst verschwommen, lustig, in unbestimmten Umrissen. Dann aber wächst die Erscheinung, sie nähert sich. Meine Nachbarin weicht zurück; sie ist nicht die einzige, denn man hört Stühle rücken. Das Gespenst macht einige Schritte und bleibt stehen. Es ist eine Frau. Sie ist hochgewachsen, ihr Gesicht von fahler Blässe. Aber welch' außergewöhnliche Physiognomie! Die Augen fehlen; man unterscheidet nur zwei schwarze Löcher unter den Lidern. Der Mund ist geschlossen; die Haare leuchten. Ein großer Lichtschleier hüllt diese lebendige Statue ein, und in seinen Falten zuden Blitze. Langsam hebt sich der rechte Arm, wobei er Flammen sprüht. Aus den gespreizten Fingern kommen glühende Strahlen hervor, welche das Auditorium beleuchten. Man klatscht nicht mehr. Die stumme, schauerliche schöne Erscheinung zieht Aller Blicke auf sich. Sie zeigt mit dem Finger gen Himmel. Da dringt ein Gongschlag ans Ohr der erstarrten Zuschauer. Die Erscheinung wird noch steifer als zuvor, läßt die Arme sinken und weicht langsam zurück. In diesem Augenblick hört der Kopf zu leuchten auf; man erblickt nur noch einen mächtigen Körper ohne Kopf. Allmählig verdunkelt sich auch der Hals. Der Oberkörper zerfließt stückweise. Nur noch der untere Theil des Körpers, in den Diamantschleier gehüllt, ist sichtbar. Die Formen verschwinden immer mehr. Die Erscheinung verschwindet. Mit einem Seufzer der Erleichterung rücken wir die Stühle näher zusammen. Nunmehr erscheint ein ungeheurer, plastischer Lichtbüschel mit einem Wimpel, auf welchem geschrieben steht: „X-Strahlen“. Der Salon erstrahlt in elektrischem Lichte. Unser Wirth steht inmitten des Zimmers und ruft: „Die Vorstellung ist zu Ende!“ Er neigt sich zu meiner etwas erregten Nachbarin und wiederholt: „Das ist kein Spiritismus, kein Occultismus! Durchaus nichts Uebernatürliches! Es sind nur X-Strahlen, nichts als X-Strahlen!“ Und so war es thatsächlich.

Man weiß, daß die für unser Auge unsichtbaren Strahlen fluoreszirende Substanzen zum Selbstleuchten erregen, vorzüglich Diamanten, Glas, in Platincyanür getauchte Schirme u. s. w. Kürzlich hat ein Verfertiger physikalischer Apparate, Herr Radiguet, die Beobachtung gemacht, daß alle in vollständigem Dunkel befindlichen Glas- und Krystallgegenstände, der Wirkung der X-Strahlen ausgesetzt, zu gewissen Leuchten erregt werden. Der Apparat ist hinter mehreren schwarzen Schleiern verborgen. Man ahnt denselben nicht einmal. Die Strahlen aber dringen durch alle diese Schleier hindurch und bringen Glasgegenstände zum Leuchten, und zwar ausschließlich diese Gegenstände, so daß, wenn jemand ein Glas, eine Flasche in der Hand hält, man alle Facetten des Glases aufleuchten, sowie in der Dunkelheit das Glas und die Flasche im Raum schweben sieht, wobei die Hand, welche die selben hält, gänzlich unsichtbar bleibt. Aber nicht nur das Glas wird durch den X-Strahlen-Apparat auf Entfernung zum Leuchten erregt, sondern auch das Email, der Diamant, das Porzellan u. s. w. Herr Radiguet hat nun einen ausgezeichneten radiographischen Schirm verfertigt. Die Schirme, deren man sich gewöhnlich bedient, werden hergestellt, indem man auf dieselben eine Schicht einer

fluoreszirenden Substanz in kleinen Krystallen aufträgt. Nun bilden diese kleinen Krystalle eine körnige Schicht, welche der Feinheit der Bilder Eintrag thut. Wendet man aber Glas, Porzellan, Email an, welche auch selbstleuchtend werden und sich zu optischen Zwecken verarbeiten lassen, so wird man jede sichtbare Unregelmäßigkeit in der Radiographie vermeiden können. Diese von Herrn Radiguet zur Evidenz bewiesenen Thatsachen waren geeignet, durch sensationelle Experimente illustriert zu werden.

Dieser Art waren auch die seltsamen Experimente meines Freundes, des Physikers. Er selbst und zwei Kollegen, im ganzen drei Experimentatoren, genigten, um die Phänomene hervor-zurufen, die in so hohem Maße die Bewunderung der Geladenen erweckten. Das verwendete Material bestand in Glaskugeln, Wasserflaschen, Geigen aus Porzellan, Porzellanvasen, Confetti, aus patinirtem und cyanürtem Papier, Serpentinaen, welche mit einer phosphoreszirenden Masse überzogen waren, Krystallperlen, Glasblumen, einer aus Glas geformten Hand u. s. w. Diese Gegenstände wurden vor den Augen der Zuschauer hin und her bewegt, und da die X-Strahlen für unser Auge nicht wahrnehmbar sind, so konnte man in dem im Zimmer herrschenden Dunkel weder die Experimentatoren noch auch deren Hände sehen. Darin besteht das ganze Geheimniß. Und wer war dann das Gespenst? Eine gewandte, große Statistin, welche mit einem mit einer fluoreszirenden Masse getränkten Schleier bedeckt, das Gesicht und die Hände mit einem Puder aus phosphoreszirendem Schwefelzink besprich, anfangs hinter dem Thürvorhang versteckt war. Der Wirkung der X-Strahlen ausgesetzt, erschien die Frau im dunkeln Zimmer als fahles Gespenst.

(„Münchener Allgemeine Zeitung“.)

Kleines Feuilleton.

— Aphorismen. Schon dem Kinde rauben die Vorbereitungen zum Alter die Jugend. — Manche Grabchrift könnte lauten: Er hat als Schurke gelebt und ist als Ehrenmann gestorben. — Alles, selbst der Gang des Menschen, wechselt mit seinen Lebensverhältnissen. — Keiner ahnt, mit wie wenigem man leben kann — nach Berechnung des Reichen. — Keiner besitzt Phantasie genug, den Hunger seines Nächsten zu fühlen. — Ein Glück, daß man sich fremden Schlags nicht bemächtigen kann — der letzte Besitz der Armen wäre gefährdet. — Der alte Bibelspruch lautet heut für Viele so: Im Schweiß eines anderen Angesichtes sollst Du Dein Brot verdienen. — Auch zivilisirte Völker tätowiren sich — mit ehrlichen Mienen. — Es giebt Gesetze, die auf die Anklagebank gehören. — Wenn der Staat fromm wird, will er sündigen. — Die Vivisektion besteht, seitdem es Gerichtshöfe giebt. — Kein Vater läßt sich seine Verwandtschaft so theuer bezahlen, wie der Landesvater. —

Emanuel Wertheimer
(Aphorismen. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt).

Theater.

Vater Baumann war ein Quäker und hatte zwei Söhne. Der ältere Johannes war eine heitere Frohnatur; er blickte offen drein und so wurde er Sieger über Männer und Mädchen. Der andere, Nathaniel, war gebrückten Wesens, hing stets an den Kittelsalten seiner Mutter Hanna und nichts wurmte den scheuen Burschen mehr, als daß der aufrechte Hans, der Erstgeborene, auf allen Wegen gewann, während er unterlag. Als Vater Baumann greis und blind geworden war und die Gemeinde, deren Sprecher er war, nicht mehr straff zusammenhalten konnte; als ein bösmüthiger Arbeiter den würdigen Herrn einmal gar einen „Krautquatscher“ nannte; da gedachte Gottlieb Baumann sein materielles, wie sein geistiges Erbe dem geliebten Johannes zu vermachen. Nun tobte der Aufruhr in Nathans schwarzer Seele. Seine gemeine sllawische Natur empörte sich wider den Bruder, und er tränkete das Gift der Verdächtigung in des blinden Vaters Ohr; Johannes wurde enterbt, denn er sei vom Glauben der Väter abgefallen. Aber Leute vom Schlage Nathans haben auch den Muth großer Verbrechernaturen nicht. Jhu peinigete das allzuzärtliche Gewissen. Er schlich unruhig von dannen und überließ das Erbe seinem älteren Bruder, der Sieger blieb, nicht weil er der Erstgeborene, sondern weil er die freie Herrennatur war.

Auf diese Theorie von geborenen Herren und Knechten läßt ein „symbolisches“ Drama „Jakob und Esau“ von Wilhelm Schäfer aus, das am Sonntag als Vorstellung der dramatischen Gesellschaft im Neuen Theater aufgeführt wurde. Die Geister Nietzsche's spuken also immer noch in den Köpfen weltfremder Leute. Gewiß hat jeder Knabe einmal in seiner jungen Seele für den wehr- und mannhaften Esau wider den listig-gemeinen Jakob Partei genommen; das hat aber nichts mit den bequemen Poeten-Phantasereien zu thun, nach denen die Menschen von Geburt aus in Edle und Unfreie gesondert sind. Der eine ist eben der glänzende Siegfried, der andere, und wäre es der leibliche Bruder, ein schwärzlich-schmutziger

Zwerg. Verworrene Romantik und Genie-Anbetung haben das seltsam verworrene Schauspiel, das Motive aus verschiedensten Werken der Literatur borgt, geschaffen. Die Gelehrten der dramatischen Gesellschaft hatten ausgesprengt: ein neues, starkes Dichtertalent sei in Wilhelm Schäfer entstanden. Das Publikum hat dies übereilte Urtheil gründlich verworfen. Man weiß ja, wie in Berlin alle vierzehn Tage einmal das Bedürfnis entsteht, ein Genie zu entdecken. Was bei Schäfer herauskam, ist ein tastender, unklarer Versuch.

Aus dem Alterthum.

— Die Wasserbau-Technik der Griechen. Auf der letzten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Frankfurt a. M. hielt Professor Hüppe (Prag) einen Vortrag, in dem er nachwies, daß von den Kulturvölkern des Alterthums nicht die Römer, sondern die Griechen die höchste Vollkommenheit auf dem Gebiete der Wasserbautechnik erreicht haben. Diese gegen die bisher gültigen Annahmen aufgestellte Behauptung wurde zuerst durch die Ausgrabungen Dörpfeld's erwiesen, und Hüppe fand sie vollumfänglich bestätigt, als er im vorigen Frühjahr eingehende Untersuchungen nach dieser Richtung in Hellas machte. Die Griechen haben die Quellen mittels großartiger Kanäle und Tunnelbauten unterirdisch fortgeleitet, während die Römer das Wasser mittels oberirdischer Aquädukte in die Städte führten, wobei die Reinheit und der Wärmegrad desselben eine wesentliche Einbuße erlitten. Die oberirdischen Leitungen der Römer, welche man zum Theil heute noch in Gebrauch findet, sind weithin sichtbar und daher allgemein bekannt, während die unterirdischen Leitungen der Griechen verborgen blieben, bis es Dörpfeld gelang, sie aufzudecken und ihre Bedeutung darzulegen. Derartige tunnelartige Zuleitungen des Wassers befinden sich heute noch in Thyrsus, Athen, Theben und Myratorinth. In Syrus, wo das Vorhandensein unterseeischer Leitungen festgestellt werden konnte, sind die der Wasser-versorgung dienenden Anlagen auf griechische und phönizische Kultur zurückzuführen. Die berühmten Quellen zu Kallirhoe, Perseia und Agrene waren künstlich gefaßt. Das Sumpfsgebiet in der Umgebung Athens wurde in einer Längenausdehnung von etwa 1 Kilometer mittels 110 Brunnen entwässert, die ähnlich den heute in Verwendung kommenden Schächten angelegt, aber mit Thonplatten ausgemauert waren. Wie hoch die damalige Technik der Wasser-versorgung ausgebildet war, geht daraus hervor, daß von den Griechen zur Gewinnung ausreichender Wassermengen Thalssperren von bedeutender Ausdehnung angelegt und Wasserthürme errichtet sind, welche die Aufgabe hatten, die Unterschiede des Wasserdruckes auszugleichen. Eine musterartige Wasser-Verorgungs-Anlage besaß Epidaurus. Die Hausleitungen bestanden dort aus Thonröhren, welche mit abnehmbaren Deckeln in ausreichender Zahl versehen waren, um eine gründliche Reinigung vornehmen zu können. Die Straßenleitungen waren begehrbar angelegt und mit Mann-Einstieg-Öffnungen versehen. Nimmt man die uns durch die Schriftsteller überlieferten Forderungen hinzu, welche von den Griechen an die Güte, Reinheit und Fülle des Wassers gestellt wurden, so sieht man, daß die Griechen auch auf diesem Gebiete eine Höhe erreichten, welche von uns erst während der letzten Jahrzehnte erreicht wurde.

Aus dem Pflanzenleben.

— Samenbildung an abgeschnittenen Blütenständen. Es ist eine alte Erfahrung der Gärtner, daß die weiße Lilie (*Lilium candidum*) niemals zur Samenentwicklung gelangt. Ebenso kann man bei unseren Hyazinthen nur selten ausgebildete und keimungsfähige Samen finden; die Vermehrung derselben geschieht nur durch Zwiebelbildung. Ueber derartige unfruchtbare Pflanzen hat Lindemuth kürzlich in der deutschen botanischen Gesellschaft sehr interessante Beobachtungen veröffentlicht. *Lachenalia luteola*, eine vom Kap stammende Liliacee, brachte trotz der größten, seit vielen Jahren auf die Bestäubung angewendeten Sorgfalt, stets nur taube Kapseln und Samen hervor; nur bei trockenen Herbstexemplaren, an abgeschnittenen Blüten, wurde eine Anzahl keimfähiger Samen gefunden. Die Wahrnehmung brachte Lindemuth auf den Gedanken, nicht an der Zwiebel abgeschnittene Blütenstängel der genannten Pflanze und des *Lilium candidum* in Wasser zu stellen und die weitere Entwicklung derselben zu beobachten. Zu seiner Ueberraschung brachte er auf diese Weise eine reiche Samenbildung hervor. Daß die so entstandenen Samen wirklich keimfähig waren, das zeigten die mit denselben angestellten Keimversuche. Ähnliche interessante Beobachtungen an anderen Pflanzen sind, wie von Jost nachgewiesen wurde, bereits vor hundert Jahren von Friedrich Kasimir Medicus gemacht worden, waren aber seitdem vollständig in Vergessenheit gerathen. — Jene Erscheinung ist nach Lindemuth so zu erklären, daß zwischen Zwiebel- und Samenbildung eine gewisse Beziehung herrscht; die im Blütenstängel enthaltenen Baustoffe werden bei Beginn der Ruheperiode der Pflanze, dem sogenannten „Einziehen, nicht zur Bildung der Samen verwendet, sondern wandern abwärts, dienen der Zwiebel zur kräftigen Ausbildung und werden als Reservestoffe für die kommende Vegetationsperiode hier aufgespeichert. Weitere Beobachtungen lehren, daß an abgeschnittenen Blütenstängeln von *Lachenalia* und Hyazinthen keine Kapseln und Würzelchen entstehen können, ein Beweis, daß Baustoffe in den Stängeln vorhanden waren, welche für die unterirdischen Organe bestimmt waren. Lindemuth meint

daher mit Recht, daß das bei Gärtnern übliche Abschneiden der Blütenstängel zum Zwecke der kräftigen Ausbildung der Zwiebeln keineswegs von Nutzen sein kann, da gerade durch dieses Verfahren den Zwiebeln Nahrungstoffe entzogen werden. Dagegen hält er das Entfernen der Blüten für vorthellhaft. — („Umschau“.)

Humoristisches.

— Indianer-Schlaueit. Der Missionar G. A. Young, der Jahre lang unter den Salteaux-Indianern des nördlichen America's lebte, erzählt im „Evangelischen Missionsmagazin“: In jenem Gebiete war auch die katholische Mission thätig. Die kirchlichen Förmlichkeiten, die die katholischen Missionäre, meist Franzosen, vorschrieben, standen jedoch mit den Lebensmöglichkeiten der Indianer und den klimatischen Verhältnissen nur wenig im Einklang; namentlich die Fastenregeln waren im Winter, wo die Flüsse jehu Fuß dickes Eis bedeckte, schwer zu befolgen. An einem Freitag kam nun ein französischer Priester in einen Wigwam und fand einen seiner besten Indianer dabei, wie er sich gerade ein großes Stück Wildpret schmecken ließ. Mit der ganzen Erregtheit eines Franzosen fuhr der Priester auf den Mann los und schrie ihn an: „Was sehe ich da! Habe ich nicht gesagt, daß man am Freitag kein Fleisch essen darf?“ Der Indianer schob mit aller Seelenruhe einen weiteren Bissen in den Mund und entgegnete gelassen: „Das ist kein Fleisch, sondern Fisch.“ Aber ich sehe es doch mit meinen eigenen Augen, daß Du Wildpret isst“, eiferte der Priester. „Es ist kein Wildpret, sondern Fisch“, sagte wieder der Indianer. Der Priester wurde jetzt ärgerlich und rief: „Bist Du von Sinnen oder bin ich's? Ich sage Dir, das ist Wildpret und nichts anderes.“ Hierauf behauptete der Indianer aufs neue: „Nein, es ist kein Wildpret, sondern Fisch. Vor einiger Zeit kamst Du zu mir und sagtest: „Aksstetus, ich wünschte, Du wärest einer von meinen Leuten.“ „Ja“, sagte ich, „wie soll ich das anfangen?“ Du sagtest: „Nun, ich will Dich taufen.“ Und als ich mich taufen ließ, weil Du mir ein Hünd dafür gabst, sagtest Du zu mir: „So, jetzt habe ich Dich verwandelt; jetzt bist Du nicht mehr Aksstetus, sondern Peter.“ Nun kommt der Freitag, und ich habe keinen Fisch, denn die Flüsse sind gefroren. Da ich aber hungrig bin und nicht den ganzen Tag hungern laß, so denke ich, Du machst es, wie der Priester es gemacht hat. Ich nahm etwas Wasser und dieses schöne Fleisch und sagte: Du bist zwar Wildpret, aber ich taufe dich um; darauf begoß ich es mit Wasser, und nun ist es kein Wildpret mehr, sondern Fisch!“

Vermischtes vom Tage.

- Lebte mit dem preussischen rothen Adlerorden dekoriert“, schreibt der Schriftsteller Otto Franz Geuschen über sich selbst in dem soeben erschienenen Werke: „Das geistige Berlin.“
- Der allgemeine deutsche Sprachverein will durch seine Zweigvereine eine Sammlung deutscher Volkswörter vornehmen lassen.
- Eisleben. Bei Teutschenthal fuhr am 18. März der Schnellzug Halle-Kassel auf einen Güterzug. Mehrere Reisende wurden verwundet.
- In einem Dickicht bei Dinkelsbühl (Bayern) fanden Arbeiter die verstümmelte Leiche eines Mannes. Die rechte Hand war abgeschlagen, von der linken Hand fehlte der Mittelfinger, die Ohren waren abgeschnitten, die Augen ausgepochen, und im Nacken zeigte sich eine klaffende Wunde.
- Ein großer Theil des Personen-Bahnhofes in Bern ist durch Feuer zerstört worden. Ausgebrannt sind alle Wartesäle und Wirthschafts-Männlichkeiten.
- Lustiges vom Nordostbahn-Streik. Am ersten Tage des Nordostbahn-Streiks wurde in Züricher Stadttheater „Orpheus in der Unterwelt“ gegeben. Pluto erscheint im Reiche des Jupiters und hinter ihm zwei Dienstmänner, welche eine große Lokomotive stießen. „Wie kommen denn die da zu der Lokomotive?“ fragt verwundert Jupiter. „Dummer Kerl!“ antwortet Pluto, „weist Du denn nicht, daß heut die Nordostbahn streikt?“ Der Scherz wurde gewaltig applaudirt.
- Nach in Paris eingetroffenen Meldungen hat der Dampfer „Janariva“ 16 Schiffbrüchige des untergangenen Packetbootes „Ville de St. Nazaire“ gerettet.
- In Chaumont (Frankreich) erschoss ein früherer Adjutant infolge eines Familienstreites seine Frau, verwundete seine Schwiegermutter und suchte sich dann durch mehrere Revolvergeschüsse zu tödnen. Als ihm dies nicht gelang, stürzte er sich in die Marne, wurde aber gerettet.
- Im nördlichen Theile des Kaspiischen Meeres wurden achtzig Fischer von einer Eisscholle entführt. Die Leute gelten als verloren.
- Große Ueberschwemmungen in Nordamerika. Aus Memphis (Tennessee) wird unterm 22. März gemeldet: Der Mississippi ist aus seinen Ufern getreten, an einigen Stellen erstreckt sich die Ueberschwemmung auf ein Gebiet von 40 Meilen. Der Schaden ist außerordentlich groß; 50 Personen sind ertrunken, 5000 Flüchtlinge befinden sich in Memphis und Dyersburg. Das Wetterbureau hat Warnungen erlassen, wonach ein beträchtliches Steigen des Wassers für die nächsten 10 Tage erwartet werde.